

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 2 (1898)
Heft: 18

Artikel: Wenn's lenzt
Autor: Bosshart, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574759>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

echten Schweizers, der dank der Fürsorge einer feinsinnigen, hochgestellten Dame, der regierenden Fürstin zu Schaumburg-Lippe, Herzogin zu Sachsen, in der Lage war, seine ganze Kraft mit der Mühe, welche zum erfreulichen Gedeihen eines Werkes unerlässlich ist, auch der Diversifikation des Werkes zu widmen.

Wie der Titel besagt, ist es ein Märchenbuch, in dem die Blumen sprechen und handeln. Es enthält vierzehn Tafeln in farbiger Lithographie, aufs vornehmste ausgeführt. Jedem Bilde ist ein kleines, duftiges, poetisches Märchen beigegeben, während das Ganze einen abgerundeten Cyklus bildet. Eine reiche Anzahl reizender Bignetten, sowie der originelle und geschmackvolle Einband geben dem Buche das Gepräge eines Prachtwerkes.

Durch das Entgegenkommen der Verlagsanstalt sind wir nun in der Lage, unserem Leserkreise einige Proben aus dem Werke vorzuführen, denen freilich die köstlichen Farben fehlen. Auch sind unsere Bilder nur verkleinerte Wiedergaben aus dem Cyklus. Und so wollen wir denn als Entschädigung eine Probe des Textes geben. Einer besseren Empfehlung wird unser landsmännische Künstler nicht bedürfen.

Der Gänseblümchenther.

Leimnelken, die Tanten am Wiesenjaun,
Geben Theebist unter dem Körbelbaum.
Nur Gänseblümchen luden sie ein,
Portiunkel empfängt sie, Agathe schenkt ein.
Eins fehlt noch — Portiunkel schaut ängstlich umher,
„Gottlob, da kommt es endlich daher!
„Hab' die Augen beinahe mir ausgeguckt;
„Schon glaubt' ich, es habe der Frosch dich verschluckt.“
„Mein Gänschen, nun jeh' zu den andern dich fein!
„Agathe schenkt eben den Kräutertee ein.
„Der Johann von Wegrich Theebrötchen holt,
„Die schmecken wie Zwieback und schimmern wie Gold.“
„Nur wird schnabuliret, gekichert, geschwägt,
„Bis der Thau am Abend die Wiesen nezt.
„Dann trinken sie alle die Täßchen aus,
„Bedanken sich fein und gehen nach Haus.

Wer aber das prächtige Bild dazu sehen will, der kann nichts Besseres thun, als — das Buch zu kaufen.

Wenn's lenzt.*)

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von Jakob Böhmer, Künast.

I.

„Konrad, Konrad!“ klang es durch die halbgeöffnete Küchenthüre in die Scheune hinaus.

„Was soll ich, Mutter?“

„Wie lange willst du noch auf dem Heuboden herumstöbern? Du solltest schon lang an der ‚Gant‘¹⁾ sein. Im ‚Unterhaus‘ stehen die Leute schon so dicht wie Kresse!“

„Ich mag nicht hinuntergehen.“

„So, so, du magst nicht! So ist heutzutage das junge Volk: es mag nicht! Ihr meint wohl, das Glück müsse selber die Stiefel anziehen und euch nachlaufen, ihr . . .“

„Du sprichst, als ob man an der Gant für jeden Fünfer einen Franken kriege!“

„Ist's kein großer ‚Schick‘²⁾, so ist's vielleicht ein kleiner, und dazu soll man die Schuhsohlen nicht sparen!“

„Was soll ich ‚Kramen‘? Ich wüßte wahrhaftig nichts!“

„Geh' erst, du wirst dann schon sehen, was wir etwa brauchen können. Heugabeln, Rechen, Kärste, Hauen, Senfenbäume, Wecksteine, das wird gewöhnlich halb geschenkt losgeschlagen. Und dann die neue Weintanse, die ihnen der Küfer letzten Herbst gemacht hat . . . Hä? sind das nicht Sachen, die man immer brauchen kann? Steh'n sie auch ein Jahr oder zwei müßig herum, was schadet's? Einmal ist man doch froh darüber! Geh' jetzt! aber kaufe nichts zu teuer und laß' dich nicht hegen!“

Die Küchenthüre schloß sich wieder; Konrad stieg auf einer kurzen Leiter vom Heuboden in die Tenne hinunter, griff nach einer Gabel und machte aus dem Heuhaufen, den er hinuntergeworfen hatte, längs der Wand einen duftenden Wall. Dann hängte er die Gabel an einen hölzernen Nagel, nahm einen Besen aus Birkenreisern aus einem Winkel hervor und kehrte die Tenne, bis sie sauber aussah wie eine Stube. Nachdem das Werk gethan war, stand er ein Weilchen ratlos bei

seinem Heuwall und kratzte sich hinter den Ohren; hierauf trat er durch das Thürchen, das von der Tenne in den Stall führte, um nachzusehen, ob das Vieh seine Ordnung habe. Vorin lagen die Ochsen, in der Mitte die Kühe und zu hinterst in dem niederen, von zwei kleinen Fenstern dürrig erhellten Raum die Kälber. Alle kauten wieder mit regelmäßigem, dumpfem Geräusch, von Zeit zu Zeit einen Augenblick innehaltend, um den fein geriebenen Bissen hinunterzuschlucken und mit gurgelndem Ton einen neuen aus dem fatten Wagen herauszuschaffen, und das eine oder andere Stück dehnte sich zuweilen in der Behaglichkeit der Verdauung und pustete dabei wie eine Baßtrompete. Konrad ging den Stall entlang und brummte vor sich hin: „Alle strecken die Beine nach der gleichen Seite, das schöne Wetter wird nicht lange währen!“

Hinten im Stall war ein Kalb noch nicht zur Ruhe gekommen, weil sein selbstsüchtiger Nachbar sich der Krippe entlang ausgestreckt hatte und so den Platz verlegte, der für zwei ausreichen sollte. Der in seinen Rechten verkürzte stand traurig da, muhte mit klagender Stimme, als Konrad ihm näher trat, und streckte ihm den Kopf entgegen. Der junge Bauer verstand des armen Viehes Sprache, trat zu ihm hin und kratzte ihm begütigend das Fell unter der Schnauze, was dem anderen unsäglich wohlzutun schien. Es hätte gerne die freundliche Hand beleckt, aber Konrad, ohne auf die Liebkosungen zu warten, setzte sich auf eine Strohelle, die da lag, und schien mit seinem Entschluß nicht ins Reine zu kommen. Endlich sagte er halbblau: „Ich mag den Jammer da unten nicht mit ansehen.“

In diesem Augenblicke hörte er die Küchenthüre knarren, und gleich darauf erklang die Stimme seiner Mutter wieder: „Konrad!“

¹⁾ Auktion. ²⁾ Guter Handel.

*) Es gereicht uns zur Freude, den Lesern der „Schweiz“ einen neuen schweizerischen Dichter vorzuführen. Die hier abgedruckte Novelle ist die erste des soeben im Verlage von H. Haessel erschienenen Bandes, „Im Nebel“. Die Vorzüge dieser Erzählung und der ganzen Sammlung sind derart, daß sie nicht nur eine bedeutende Bereicherung der schweizerischen Litteratur darstellen, sondern auch schönste Hoffnungen auf die Zukunft dieses Dichters erwecken.
Die Redaktion.

Er gab keine Antwort. — „Konrad! Konrad! wo steckst du denn schon wieder!“

„Was gibt's?“ rief er unwillig.

„So thu' doch endlich, was ich dir sagte! Du glaubst wohl gar, man warte mit dem Ganten, bis es dir gefällt, zu kommen. Was wird der Metti sagen, wenn er heimkommt und du hast nicht einmal die neue Wein-tanze erstanden! Du hast immer etwas Eigenes und willst nicht sein, wie andere Leute.“

Konrad erhob sich noch nicht von seiner Strohwanne und begnügte sich, unwirsch den braunen Kopf zu schütteln. Als er wieder ein Weischen gegessen hatte, hörte er seine Mutter die kleine Treppe herabsteigen, die von der Küche in die Tenne führte, und bald darauf trat sie in den Stall. Da sie ihren eigenwilligen Zungen in dem Halbdunkel nicht gleich erblickte, rief sie: „Wo bist du? Ich bringe dir da deinen Barchentrock; zieh' ihn weidlich an und nun küsse die Beine!“

Konrad sah, daß nun kein Entrinnen mehr war, denn seine Mutter machte nicht Miene, unverrichteter Sache in die Küche zurückzukehren, und so schlüpfte er bedächtig in den Kistell.

Er ging vor der Mutter her aus dem Stall und verließ das Haus. Draußen schwirrten die Schwalben durch die frühlingblaue Luft, und wenn sie an ihrem Nest vorbeiflogen, das an einem Dachsparren angeklebt war, kreischten sie wie Kinder beim übermühtigen Spiel. Konrad that diese jubelnde, schreiende Lust in den Ohren weh, und weh in den Augen that ihm das Sonnenlicht, das in warmen Fluten das Land überschwemmte. Denn so ist einmal der Mensch: kann er selbst nicht lustig und vergnügt sein, so meint er, die ganze Welt sollte eine Leichenbittermiene machen.

Konrad hatte keinen langen Weg zu machen, denn auf dem Wieshof liegen die Dinge nicht weit auseinander: das Gehöft besteht nur aus ein paar Häusern, um die sich ein dichter Obstbaumwald schließt und ängstlich darüber wacht, daß keines sich zu weit vom anderen entfernt. Solcher Höfe gibt es in jener Gegend etwa zwanzig; sie liegen, wie von einem Sturm hingefegt, zerstreut auf den Hügeln und in den Thälchen, so daß eine starke Stimme von einem zum anderen dringt. Alle zusammen bilden ein Gemeinwesen, das man die Hofgemeinde nennt; das Dorf mit der Kirche ist drunten im Thal, etwa eine Stunde entfernt, und nur wenn der Wind gut gelaunt ist, trägt er das Glockengeläute hinauf zu der zersprengten Häuserherde der Höfe.

Als Konrad etwa 50 Schritte gethan hatte, kam er bei dem sogenannten „Unterhause“ an, in welchem die Steigerung stattfand. Um den Leuten nicht in die Augen zu fallen und beim Eintreten möglichst wenig beachtet zu werden, nahm er seinen Gang um das Haus herum, um von hinten in die Tenne zu treten, in der die Leute versammelt waren. Wie er aber um die Hausecke bog, gewahrte er jemand, der das Gesicht an das Scheunenthor lehnte, und er blieb stehen. Es war der Kellerjokel, der Nachbar, dessen Habe eben aus seinen Händen in hundert andere wanderte. Er hatte Konrads Schritte offenbar nicht gehört und guckte durch ein Loch, das durch das Herausbröckeln eines Astes entstanden war, unverwandt in die Tenne hinein. Konrad sah, wie es ihn jedesmal durchzuckte, wenn drinnen ein Gegenstand

losgeschlagen wurde: wie viel Schweiß hatte er es sich kosten lassen, um seine Habe Stück um Stück zusammenzubringen, und jetzt riß man sie ihm gefühllos aus den Händen und warf sie zu Schleuderpreisen den Leuten vor die Füße: arme Sense, arme Säge, arme Schaufel, wirst du dem Eichjörli und dem Tobelfelix auch wieder sein, was du dem Kellerjakob warst: ein Fegen seines Leibes und ein Stück seines Lebens, weil erworben mit seiner Arme Rührsamkeit und seines ganzen Lebens Mühen? Denn er hatte gearbeitet und sich geschunden, der gute Jakob; aber was half's? Er hatte das Heimwesen vor fünf und zwanzig Jahren gekauft, zu einer Zeit, als die Güter sehr hoch im Preise standen, und wenn er auch etwas Erspartes in den Hof stecken konnte, so war er doch in der Klemme, und es wollte ihm nie recht wohl werden. Vor einigen Jahren brach dann noch das Unglück in seinen Stall ein: in einem Jahre standen ihm drei Kühe um, und er wußte nicht, wie die Lücken wieder füllen. Da trat einmal ein Männlein mit gutmütigen, frommen Augen, lächelnden Backen und einer krummen Nase zu ihm in den Stall, als er eben schweren Herzens den stark gelichteten Viehstand flüsternde, und ließ sich sein Unglück erzählen. Es war der Viehhändler Guggenheim, der pfiffigste Kumpen im ganzen Aargau. Der gute Jakob schüttelte sein Herz aus, und die freundliche Teilnahme des Männleins im blauen Ueberhemd that ihm wohl wie Balsam. Als er sein Leid geklagt hatte, drückte ihm Guggenheim mitleidig die Hand und entfernte sich; aber draußen auf dem Plage blieb er stehen und schien etwas zu überlegen, und als der Entschluß gefaßt war, kehrte er mit hastigen Schritten zu Jakob zurück, der unter der Stallthüre stehen geblieben war, und sagte zu ihm, er könne ihn nicht in der mißlichen Lage lassen, er wolle ihn aus der Enge ziehen, wenn es ihm so recht sei; für einen andern thäte er es nicht, aber er sehe, daß ihm das Unglück auch gar zu schlimm mitgespielt habe und schließlich habe er auch ein christliches Gewissen. Jakob wollte sich freilich helfen lassen und sah erst nachher, daß er sich dem Teufel verschrieben hatte. Denn nun wanderte in ein paar Jahren sein ganzes Gut in den Sack des Männleins mit den gutmütigen, frommen Augen. Jakob aber ließ keinen seiner Nachbarn in seine Not hineingucken, weil er sich schämte; die Nachbarn aber sagten auch nichts und halfen dem Bedrängten weder mit Rat noch mit That, obschon sie mit ihren gleichgültig scheinenden Augen gar wohl sahen, daß es mit ihm rasch bergab ging.

So ist der Bauer auf jenen Höfen: es ist eine stolze, unabhängige Klasse, jeder lebt für sich, sorgt für sich und behilft sich selbst; er scheut es wie Gift, von seinem Nachbar Hilfe zu verlangen und erwartet, daß die anderen es ebenso halten.

Lieber den Acker ungepflügt lassen, wenn das Zugvieh nicht ausreicht, als den Nachbar bitten: „Sei so gut und leih' mir einen Ochsen!“ Lieber einen Tag lang kein Brot essen, als zur Nachbarin sagen: „Wir sind mit dem Brot zu Ende und der Müller hat uns im Stich gelassen, leih' mir einen Laib bis morgen, da werd' ich backen!“ So kommt es, daß auf diesen entlegenen Höfen, wo man erwarten würde, daß die Leute notgedrungen zu einander hielten, der Verkehr zwischen den verschiedenen Haushaltungen nicht viel über Guten



Wie Christen eine Frau gewinnt: **Es wird erlaubt sein?**

Originalzeichnung von Hans Bochmann. Aus dem zweiten Teil der illustrierten Jeremias Gotthelf-Ausgabe. Verlag von F. Johu, La Chaux-de-Fonds.

Tag', 'Grüß Gott' und 'Gute Nacht' hinausgeht. Ja, im Vertrauen auf die eigene Kraft und die erprobte Selbstständigkeit, bestimt man sich gar nicht lange, dem Nachbar einen Fluch ins Gesicht zu schleudern oder ihm den Friedensrichter auf den Nacken zu laden, wenn man findet, er habe das Wasser von seiner Wiese dahin geleitet, wohin er nicht durfte, oder von einem Marksteine zum andern, zu seinen Gunsten natürlich, mit dem Pflug eine krumme Furche gezogen, oder im Wald einen Baum gefällt, der auf der Marklinie stand.

Zu diesem unabhängigen und streitbaren Schläge paßte der Jakob nicht; er war im Dorfe aufgewachsen und auf den Höfen in zwanzig Jahren nicht heimisch geworden und fühlte wohl, daß er sich unter seinen Nachbarn ausnahm, wie die Meise unter den Späßen. Und nun mußte er sehen, wie sie seine sauer erworbene Habe unter sich teilten und dabei lachten und schlechte Witze machten: oh, das wollte ihm schier das Herz abdrücken. Er hatte der Gant fern bleiben wollen, aber er hielt es nicht aus, er mußte seinen Aexten und Kärsten, seinem Pflug und seinen Eggen noch einen letzten Blick geben, und so hatte er sich, wie gebannt, an das hintere Scheunenthor gestellt, wo er durch das Loch alles sehen konnte, ohne selber beobachtet zu werden, wie er wählte.

Konrad sah ihm ein Weilschen zu und erriet, was in ihm vorging. Da er bemerkte, wie er sich manchmal mit dem Daumen über die Augen und die Backen strich, um deutlicher zu sehen, packte ihn das Mitleid, und er wäre gern zu ihm hingegangen, um ihm ein Wort des Trostes zu sagen, hatte er doch den guten Mann immer wohl gemocht. Gleich aber wurde der Bauer wieder Herr in ihm, der Hofbauer, der in Thränen nichts als eine lächerliche Schwäche sieht; um den Jakob nicht zu demütigen, schlich er sich still und ungesehen davon, indem er leise zu sich sagte: „Er ist halt kein Mann, der Kellerjakob, er ist halt kein Mann.“

Konrad trat nun von der vorderen Seite in die Tenne. Der Raum war fast ganz mit Leuten gefüllt, alle Bauern der Hofgemeinde waren da, oder hatten doch ihren ältesten Buben geschickt. Mitten in der Tenne, auf einem klozigen Tische stand der Weibel, kenntlich an dem schweren, kupfernen 'Gemeindegilde', den er auf der Brust trug, und an der aus blauem Militärtuch gefertigten Kappe. Zu seinen Füßen standen ein Glas und eine große Flasche, die mit kristallklarem 'Birnenmost' noch bis zur Hälfte gefüllt war. An dem gleichen Tisch auf Stühlen saßen der Gemeindeammann und ein Mitglied des Gemeinderates; die hatten eine Flasche Rotwein vor sich und tranken aus dem gleichen Glase. Die beiden überwachten die 'Gant' und trugen die Käufe in ein Buch ein.

Die größeren Gegenstände, wie Wagen, Pflug und Eggen waren schon versteigert, übrig blieben nur noch der Hausrat und die leichteren Geräte. Diese lagen zum größten Teil auf dem sonst ganz leeren Heuboden, und der Wächter bot eines nach dem anderen dem Weibel herunter. Eben reichte er ihm ein Viehgeschirr; der Weibel nahm es in die rechte Hand, hob es in die Höhe und rief mit seiner schon etwas heiseren Stimme: „Da ist ein Viehgeschirr! was ist das wert?“ wobei er den Hauptton auf 'das' fallen ließ.

Einige Bauern traten näher, musterten das Joch, die Stricke, die Schnallen und die ledernen Riemen und traten dann wieder in den Haufen zurück. Da niemand sich vernehmen ließ, rief der Weibel wieder: „Ist das nüt (nichts) wert?“

Da tönte eine dünne Stimme aus der Menge: „Einen Franken!“

Der Weibel wiederholte: „Einen Franken zum ersten! einen Franken!“

Wieder klang es aus dem Knäuel der Bauern: „Zwei Franken!“

Der Weibel: „Zwei Franken zum andernmal, zwei Franken!“

Einer aus der Menge: „Drei Franken!“

Der Weibel: „Drei Franken zum ersten, drei Franken.“

So stiegen die Angebote ziemlich rasch bis zu fünf Franken, denn daß das Viehgeschirr unter Brüdern seine sieben oder auch acht Franken wert war, sah jeder. Von fünf Franken an aber wurden die Bauern behutsam, sie überboten sich nur um zehn, höchstens zwanzig Rappen, denn um einen 'Schick' zu machen, muß man thun wie die Kaze beim Mäusen: gut passen, wenig gehen und mit der Taze zur rechten Zeit drauf!

Das Viehgeschirr hatte besonders zwei Liebhaber, die sich gegenseitig den Preis in die Höhe trieben. Als der Weibel von seinem Tisch herunterrief:

„Sechs Franken fünfzig zum andernmal,“ raunte Klaus, der eben geboten hatte, dem anderen zu:

„s kommt ja noch eins auf die Gant!“

Der Angeredete zwinkerte mit den Augen, zum Zeichen, daß er ihn verstanden habe und bot nicht mehr. Ein dritter aber hatte die Abmachung der beiden beobachtet und, um Klaus zu ärgern, bot er sechs Franken sechzig. Klaus suchte den neuen Nebenbuhler mit den Augen und rief dann dem Weibel zu: „Ich halte sechs Franken sechzig!“ den Störenfried aber schrie er an: „Und du Hans, magt dein Maul halten!“ Die Umstehenden fanden das lustig und lachten so laut, daß der Weibel Mühe hatte, mit seiner Stimme durchzudringen: „Sechs Franken sechzig ist gehalten!“

Der böshafte Spielverderber, durch das Gelächter gereizt, wollte sich rächen, und die Nachsicht war so stark in ihm, daß sie seinen Bauerngeiz überwand: er bot sieben Franken fünfzig für das Geschirr, eine kühne That in den Augen der Bauern, die nun neugierig und verschmitzt nach Klaus guckten. Der machte ein verlegenes Gesicht, warf einen raschen Blick auf den umstrittenen Gegenstand und, man sah es ihm an, der Spaß war ihm gründlich versalzen. Wie man aber um ihn zu sichern begann, faßte auch er einen heroischen Entschluß und rief: „Sieben Franken siebzig!“

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten: „Sieben Franken neunzig!“

„Und ich halte!“

„Acht Franken zehn!“

„Und ich halte!“

So trieben sie es bis neun Franken fünfzig. Bei jedem neuen Angebot rief ein altes dürres Männchen den beiden zu: „So ist's recht! Haut einander!“ und sicherte dabei ganz glücklich, und schüttelte sein Zwerchfell, bis er einen Hustenanfall kriegte, so daß auch ihm der Spaß

verdorben war. Endlich kam Klaus zur Besinnung, sein „Ich halte!“ blieb aus und unter allgemeiner Stille rief der Weibel: „Neun Franken fünfzig zum erstenmal! Neun Franken fünfzig zum . . . zum . . . zum zweiten und zum . . . zum . . . dritten.“

Wer nun ein dummes Gesicht machte, das war Hans, der das Geschirr eigentlich gar nicht begehrt hatte und jetzt einsah, daß er nichts weniger als einen ‚Schick‘ gemacht habe. Die Einsicht seiner Dummheit lähmte seinen Wit dermaßen, daß er nicht einmal gute Miene zum bösen Spiel machen konnte. Der Weibel streckte ihm den Kram entgegen, er aber brummte: „Ich mag den Fluch nicht!“ Da langte Klaus danach und legte das Joch dem Käufer unjant auf die Schultern, wobei er laut in die Menge rief: „Ich will ihm das Viehgeschirr gleich anlegen, es steht ihm besser als sein Mittel!“

Die Bauern schüttelten sich vor Lachen, Hans aber wurde rot wie ein Hahnenkamm, warf das Geschirr über die Köpfe hinweg an die Wand und drang mit der Faust auf Klaus ein. Da erhob sich der Gemeindevorstand, fuchtelte mit einer Schelle in der Luft herum, und sein Instrument gellte so gebieterisch, daß die beiden voneinanderließen. Darauf nahm die ‚Gant‘ wieder ihren gewöhnlichen Gang. Konrad stand wie ein Träumer unter seinen Nachbarn, die Mutter hatte Recht, er war nicht wie die anderen, er sann an alles, nur nicht an einen ‚Schick‘. Von Zeit zu Zeit hefteten sich seine Blicke an das hintere Scheunenthor. Es berührte den Boden nicht ganz und er sah deutlich den Schatten von zwei Füßen, zwei dunkle, unbewegliche Flecke, und weiter oben glänzte etwas durch das Brett des Thores: ein lauerndes, feuchtes Auge, das die Bilder der entfliehenden Habseligkeiten aufnehmen wollte als ewiges Andenken, der Linse eines Photographenapparates vergleichbar.

Konrad mußte ganz vergessen haben, zu was er hergekommen war. Der Weibel rief nacheinander Heugabeln, Rechen, Schaufeln, Kübel zum Verkaufe aus, er schien nichts zu hören, er hörte es auch nicht, als es vom Tisch herunterkreischte: „Da ist eine Weintanse, was ist die wert?“ Erst als der Weibel mit den Worten: „und zum dritten“ das Gefäß senkte, um es dem Meistbietenden zu übergeben, fielen Konrads Blicke darauf und er besann sich rasch seines Auftrages, spürte in seinen Ohren noch die unbewußt aufgefangenen Zahlen auf und rief, als schon der neue Eigentümer die Tanse faßte: „Sieben Franken siebzig!“

Man drehte sich nach ihm und lachte; Konrad aber verkroch sich in den Haufen. Da stieß er auf den Mann mit der Tanse und, um seinen Fehler wieder gut zu machen, oder doch wenigstens den Vorwürfen der Mutter zu entgehen, ließ er sich mit ihm in ein Feilschen ein und erstand schließlich die Tanse, indem er zum Verkaufspreis noch zwei Fränklein legte. Das war kein ‚Schick‘.

Allmählich wurde die Heudiele leer; Kellerjokels Geräte waren Stück um Stück in die Hände des Weibels und aus diesen in hundert andere gegelitten. Der Gemeindevorstand verkündete, daß nach einer kurzen Pause der Hausrat an die Reihe komme. Die Tische, Stühle, Schränke und Betten, die Pfannen und Töpfe, Schüsseln und Teller waren alle in der neben der Tenne

liegenden Küche aufgespeichert, bunt durcheinander, wie sich's traf, und wurden vom Wächter herausgeboten. Nun erschienen auch Frauen auf dem Plage, und unter ihnen eine mit roten Augen, die den Nacken bog und nicht aufzublicken wagte: das war Kellerjokels Frau, die Züsi. Sie hatte, ehe sie heiratete, als Magd gedient. Was sie da mühsam erspart, hatte sie auf die Sparkasse getragen und mit dem Sümmlen, das in den 25 Jahren ordentlich gewachsen war, sollten nun aus dem Schiffbruch einige Trümmer, das Allernotwendigste, gerettet werden. Wurde ein Gegenstand ausgerufen, der ihr unentbehrlich schien, so that Züsi gleich das erste Gebot, mit schüchternem, kaum vernehmlicher Stimme. Die anderen Käufer wollten ihr nicht wehe thun und überboten sie gewöhnlich nicht, ja eine gutmütige, dicke Bäuerin flüsterte ihr ein paar Mal ins Ohr: „Bietet doch nicht so viel für den Kram, Ihr kriegt ihn ja gleichwohl!“ Züsi aber bot, was ihr recht schien und was sie vorher mit ihrem Jakob ausgemacht hatte. Dabei schrieb sie alles mit einem Stück Kreide auf die Küchenthüre, denn sie wollte nicht mehr kaufen, als sie bezahlen konnte. Der Gemeindevorstand, der sie beobachtete, sagte zu seinem Nachbar: „Hätte die Züsi in dem Haus die Stiefel getragen, es wäre nicht zu dem gekommen.“

Das letzte Stück war aus der Küche in die Tenne hinausgereicht worden; die Gant schien beendet zu sein, und schon schickte sich der eine und der andere an, was er gekauft hatte, auf die eckigen Schultern zu laden und den Heimweg anzutreten. Da durchlief der Gemeindevorstand seinen Kodel und sagte nach einigem Zögern: „Es fehlt noch ein Bett, wo mag das sein, Züsi?“

Züsi besann sich ein Weilchen, dann sah man, wie es sie schmerzlich durchfuhr: „Herje, jetzt hab' ich das vergessen!“

„Wo ist es?“ fragte der Beamte.

„In der Stube,“ schluchzte Züsi und eilte in die Küche und von da in den Wohnraum.

Der Gemeindevorstand meinte wohl, sie habe das Bett verheimlichen wollen, und sagte leise zu seinem Nachbar: „Es thut mir leid um die Frau, aber ich könnt's nicht verantworten: wir müssen das Bett auf die Gant bringen.“

Der andere nickte.

„Holen zwei oder drei das Bett heraus!“

Zwei Männer traten mit dem Wächter in die Stube. Da sie drinnen etwas lange säumten, fiel es dem Weibel, der schon etwas tief in sein Mostglas geguckt hatte, ein, er könnte das Publikum unterdessen ein wenig unterhalten. Er ergriff die Flasche, die auf dem Tische stand, und hob sie mit der etwas zitternden Rechten in die Höhe. Man hatte sie eben wieder mit dem hellen, grünlichgelben Tranke gefüllt.

„Da ist e Guttere!) Was ist die wert? Ist die nüt wert?“

„Mit dem, was drin ist?“ fragte einer aus dem Haufen.

„Mit dem, was drin ist,“ bestätigte der Weibel.

„Fünfzig Rappen!“ rief eine Stimme.

„Fünfzig Rappen zum erstenmal, fünfzig Rappen!“ freischte der Weibel. Dann setzte er die Flasche an den

1) Eine Flasche.

Mund und trank daraus bedächtig und in langen Zügen, mit den Augen blinzeln, um die Wirkung seines Scherzes zu kontrollieren. Die Bauern begriffen ihn und lachten; er aber setzte ab, schnitt ein möglichst ernstes Gesicht und rief: „Fünfzig Rappen zum ersten und was zum andern?“

„Vierzig Rappen!“

Der Weibel verkündete das zweite Angebot, setzte wiederum die Flasche an und erneuerte die Heiterkeit der Bauern, die noch nie gesehen hatten, daß das zweite Angebot niedriger war als das erste.

„Was ist die ‚Guttere‘ jetzt wert?“

„Dreißig Rappen!“

So ging es weiter, der Preis der Flasche nahm ab mit ihrem Inhalt und war endlich bei fünfzehn Rappen angelangt. Die ‚Guttere‘ war leer, der Weibel aber hatte sich mehr zugemutet, als er vertrat, und als er die Flasche mit den Worten: „Fünfzehn Rappen zum ersten, andern und . . . und . . . zum . . . dritten“ dem Käufer übergeben wollte, entfiel sie seiner Hand und ging auf dem harten Boden der Tenne klirrend in Scherben. Die Bauern wanden sich vor Lachen ob dem Spaß; der Weibel aber, der auf dem hohen Standpunkt zu schwanke anfing, sah ernsthaft aus, denn nun kam ihm die Ueberlegung, daß er die Flasche vielleicht selber bezahlen müsse und fünfzehn Rappen seines Tagelohnes ‚verunschicket‘ habe.

Dieser Gedanke dämpfte seinen Rausch etwas; er stieg vom Tisch herunter, nicht ohne Anstrengung und Fehltritte; dann, sich zum Gemeindegammeln wendend, stammelte er: „Kommt das Bett nicht zum Weibel, so geht der Weibel zum Bett.“ Sprach's und wandte in die Küche und von da in die Stube. Ein Teil der Anwesenden folgte ihm, mehr aus Neugierde, als aus Kauflust; die anderen blieben schwägend in der Tenne oder traten den Heimweg an. Konrad schloß sich dem Weibel an. Als er ins Stübchen trat und sich umsah, entfuhr ihm ein Ausruf des Schreckens: „Uns Himmels willen!“

Dort in der Ecke stand das Bett, daran saß, das Gesicht ins Kissen gedrückt, die Füße und schluchzte, daß es sie schüttelte; darin aber lag Pauline, Jakobs einziges Kind, und suchte sich emporzurichten mit den abgemagerten Armen, erschreckt durch das Nahen so vieler Leute. „Uns Himmels willen!“ wiederholte Konrad halblaut, „sie stirbt ja!“ Er hätte auf das Bett losstürzen mögen und schreien: „Pauline, meine Pauline!“ aber die Erziehung auf den Höfen sorgt schon dafür, daß die Gefühle nicht übersprudeln: mag drinnen in der Brust alles zerreißen, der Kitterl deckt es zu und bebt nicht einmal und die zusammengeklebten Zähne sind gute Thormächter.

(Fortsetzung folgt).

Ideal und Leben.

In den Lüften treibt licht eine Wolke,
Auf der Erde ihr Schatten schleicht,
Wie ein trauriger, wegmüder Wanderer,
Der nimmer sein Ziel erreicht.

Mir ist, ich sehe mein Leben,
Wie es doppelt vorüber schwebt:
Am Himmel, wie ich es träumte,
Im Thale, wie ich's gelebt.

Jakob Böhmer, Kästnacht.

Welche Blätter.

Herbstlich Dämmern, in den fernem feuchten
Abendwolken letztes Sonnenleuchten!
Welfend Laub, soll ich es zagen ahnen,
Frostig Wehen, willst du stumm mich mahnen,
Wie so flüchtig mir der Lenzmond blühte,
Wie mein Lebenssommer rasch verglühte,
Flüchtig wie des Kampfes Sturm und Tosen,
Welf, wie wilden Sehnsens wilde Rosen!
Früher Herbst, was wirst du mir wohl geben?
Sieh, ich ging so arm und scheu durch's Leben.
Was dem zagen Wanderer es beschieden
War nicht Lorbeer, nicht des Oelzweigs Frieden,
Nicht des Herbstes Früchte, die mit Prangen
An den Zweigen und am Weinstock hangen.
Eingeheimt der Segen ward von Andern.
Und mit leichter Bürde geh ich wandern
Ruhelos, in deinen dürrn Blättern,
Früher Herbst, zu lesen. Stumme Kettern
Wissen Kunde sie vom Lenzerwachen,

Von der Sommergluten schwül' Entfachen,
— Wilden Leidenschaften, blitzbewehrten,
Die in Wolfenschlachten sich verzehrten, —
Von der Welt, der großen wie der Kleinen,
Von der Sonne Kuß, der Blüte Weinen,
Auch vom Lied in maienfrohen Tagen,
Wenn zum Nest verliebte Sänger tragen.
Falbe Blätter, seid ein Buch mir offen!
Was ich saun in Leiden und in Hoffen,
Stille Blätter waren's eines Traumes,
Laubgewinde meines Lebensbaumes.

Ist's entflohner Jugend letztes Drängen?
's klingt zu mir in rauhen Sturmes Klängen.
Herbstlich Laub! Ein Windstoß fegt die Nester.
Regentropfen klatschen, feuchte Wüste
Wiegen diese Krone. Rauschet nieder
Müde Blätter, Runen meiner Lieder!

Karl Engelberger, Stans.